

blanvalet



Inhaltsverzeichnis

bekommt man doch ein ganz gutes Bild davon, wie es den Leuten so geht und was sie beschäftigt. Das finde ich einerseits schön, andererseits macht es auch einen Anruf wie deinen heute überflüssig, in dem man sich einfach nur nach dem Befinden des anderen erkundigt. Man weiß ja im Grunde alles.«

Wie Banalitäten ein Bild ergeben

Das Phänomen, das Dirk beschreibt, hat der amerikanische Wissenschaftsjournalist Clive Thompson »Ambient Awareness« 3 getauft. Das heißt übersetzt in etwa: »Umgebungswahrnehmung« und bedeutet im Grunde nichts anderes, als dass die vielen kleinen Onlinebotschaften, die wir auf Facebook, StudiVZ, Twitter oder www.wer-kennt-wen.de von unseren Freunden lesen (»Noch fünf Tage bis zum Urlaub - juhu!«/»Suche zuverlässige Tennis-Rückhand im Tausch gegen geräumige Altbauwohnung in der Münchner Innenstadt«) nur scheinbar banal sind. Über einen längeren Zeitraum hinweg, ergeben sie nämlich ein zusammenhängendes Bild, addieren sich die vielen winzigen und beiläufigen Informationen zu einem aussagekräftigen Ganzen - und wir bekommen so eine Vorstellung davon, wie es dem anderen gerade ergeht, was ihn beschäftigt, was ihm wichtig ist. Thompson vergleicht dieses Phänomen mit einer Situation, in der sich eine andere Person mit uns im selben Raum befindet: Selbst wenn wir nicht direkt mit ihr kommunizieren, nehmen wir dennoch aus dem Augenwinkel heraus ihre Körpersprache wahr, können von vermeintlichen Kleinigkeiten wie Gestik, Mimik und Verhalten ablesen, ob diese Person ruhig oder nervös, fröhlich oder traurig, gutgelaunt oder verärgert ist.

Diese Art, über den anderen digital im Bild zu bleiben, ermöglicht es uns beispielsweise, alte Freunde auch nach langer Zeit wiederzutreffen und sofort wieder ein Gefühl der Vertrautheit zu spüren, wohingegen man früher vielleicht

erst wieder eine gewisse Anlaufphase gebraucht hätte. Damals musste man sich zwei Biere lang erst mal wieder »auf den aktuellen Stand bringen«. Und nur zu oft wurde einem gerade durch Sätze wie »Ach, ihr seid gar nicht mehr zusammen?« oder »Wie, ich dachte, du wohnst immer noch in Hamburg« schmerzlich bewusst, wie weit man sich voneinander entfernt hatte. Heute bekommt man alle wichtigen und unwichtigen Facts (Umzug nach Bremen, Trennung von Stephanie, hat mit Tennis angefangen, mag die TV-Serie »Californication«) nach und nach ganz nebenbei mit - und wenn man sich einmal im Jahr trifft, hat man das Gefühl, sich erst letzte Woche voneinander verabschiedet zu haben. »Schon richtig«, unterbricht Dirk meinen schwärmerischen Monolog. »Aber es gibt auch genügend Sachen, die gewaltig nerven. Zum Beispiel wenn Freunde, die früher angerufen haben, wenn sie in deiner Stadt waren, plötzlich nur noch eine Status-Meldung schreiben: *Bin nächste Woche Do-Mo in Berlin - wer hat Zeit, wer hat Bock?* An derart unpersönlicher Massenkommunikation habe ich kein Interesse, da antworte ich nicht. Außerdem: Richtig aufrichtig ist die Kommunikation auf Seiten wie Facebook doch auch nie. Da schreibt doch niemand, dass es ihm wirklich schlecht geht und er sich in Therapie begibt. Oder dass sich gerade er entschieden hat, weiterhin fremdzugehen.«

»Das möchte ich bei den meisten meiner Facebook-Freunde aber auch nicht unbedingt so genau wissen«, halte ich dagegen. »Denn man muss sich schließlich klarmachen, dass es sich bei den 200 bis 300 Leuten 4, die man auf seiner Freundesliste hat, nicht um Freunde im traditionellen Sinne handelt. Sondern allenfalls um Menschen, die man vielleicht einmal getroffen hat und die man nicht völlig bescheuert fand.«

»Stimmt. Oder die man tatsächlich völlig bescheuert fand, aber trotzdem nicht den Mut hatte, ihre Freundschaftsanfrage abzulehnen, die sie einen Tag später geschickt haben.«

Am Ende einigen wir uns darauf, dass sich die Intensität von Online-Freundschaften vielleicht wie folgt zusammenfassen lässt: Fragt man seine virtuelle Freundesschar, wer einem einen guten Zahnarzt oder eine gute Digitalkamera empfehlen kann, bekommt man vermutlich ganz hilfreiche Rückmeldungen. Wer sich aber bei seinem Umzug ausschließlich auf eine Freundeskreis-Rundmail Marke »Wer hilft mir am Samstag beim Umzug? Kaufe danach auch Pizza!« verlässt, wird in der Woche danach mit ziemlicher Sicherheit eine Rundmail schreiben, in der er um Empfehlung eines guten Orthopäden bittet. Wir einigen uns weiterhin darauf, auch nach Ende meines Selbstversuchs mal wieder öfter miteinander zu telefonieren. Einfach so, ohne Anlass, ohne Grund. Zum Spaß.

Phantomvibrationen

Um Mittag zu essen, gehe ich in eine nahegelegene Pizzeria - zum ersten Mal seit Jahren, ohne meine beiden Mobiltelefone mitzunehmen. Zu behaupten, ich würde mich nackt fühlen, wäre eine charmante Untertreibung. Während ich dasitze und auf meine Pizza warte, wird mir klar, was ein ganz entscheidender Faktor zumindest *meiner* Sucht nach Erreichbarkeit und Verbundensein mit den Netzwerken dieser Welt ist: die Angst, etwas zu verpassen. Das Gefühl, die Welt könne sich nicht ohne das eigene Zutun weiterdrehen - und die noch viel größere Angst, sie könne es eben doch! Die schreckliche Gewissheit, dass alle gut zurechtkommen, ohne dass man seinen digitalen Senf dazu gibt. Dass alle einfach weitermachen, ohne mich »cc zu setzen«.

Aber was, wenn nicht? Was, wenn mich jemand erreichen will, der eine wirklich wichtige, wirklich gute Nachricht für mich hätte? Zugegeben, so häufig kommt das nun auch nicht vor - die meisten Anrufe und Mails liegen bei mir wie wohl bei fast allen Menschen innerhalb eines Spektrums,

das von belanglos (»Neue Angebote Ihrer bevorzugten eBay-Verkäufer!«) über lästig (»Dürfen wir Sie mit unseren neuen Tarifangeboten vertraut machen?«) bis hochgradig ärgerlich (»Re: AW: Re: AW: Re: AW: RE: AW: Ihre Mahnung vom 13. Juni 2009«).

Nein, darauf kann ich gut verzichten. Und sowohl das Nobelpreiskomitee als auch die Lottogesellschaften werden sich schon schriftlich melden beziehungsweise persönlich jemanden vorbeischicken, wenn es so weit sein sollte, beruhige ich mich. Dennoch ertappe ich mich ungefähr viertelstündlich dabei, wie ich mein iPhone aus der Tasche holen will, um nach neuen Mails zu forschen. Und mehr als einmal verspüre ich sogar das, was ich in Ermangelung eines wissenschaftlichen Terminus als »Phantomvibrieren« bezeichnen muss. Nämlich ein brummendes Gefühl an genau der Stelle meines Beines, an der ich sonst mein Mobiltelefon trage - eben so, als würde der Vibrationsalarm lossurren. Nur dass ich das Telefon gar nicht dabei habe. Selbst meine Muskeln und Nerven spielen mir schon Streiche. Das geht ja gut los.

Tag 2 Einfach unerreicht

Wie schon gestern merke ich am zweiten Morgen meines Selbstversuchs, wie sich starke Kopfschmerzen breitmachen. Ich bin nicht sicher, ob es sich dabei tatsächlich um richtige Entzugserscheinungen handelt - oder nur um die verdienten Nachwirkungen des Whiskys, den ich gestern Abend vor dem Einschlafen getrunken habe. Die Mitarbeiter der Mainzer Ambulanz für Computerspiel- und Internetsucht, die ich im Lauf meines Selbstversuchs noch besuchen werde, wollen das mit dem Whiskey nicht ganz ausschließen. Sie werden mir aber auch erklären, dass es durchaus körperliche Entzugserscheinungen geben kann, wenn Internet-Abhängige nicht ihre tägliche Dosis bekommen. Starke Nervosität, Schlafstörungen und Unruhe seien zwar häufiger, Übelkeit oder Kopfschmerzen träten aber auch immer mal wieder auf. Ich kann mir also aussuchen, ob ich ein Internet- oder ein Alkoholproblem habe - na besten Dank.

Ich gehe zur Bank und fülle zum ersten Mal seit mindestens fünf Jahren einen Überweisungsschein aus. Mit einer Hand, die das Schreiben mit dem Stift in den letzten Jahren immer mehr verlernt hat. Mist, schon wieder verschrieben. Ich zerknülle den orangefarbenen Überweisungsträger - das ist online wirklich deutlich einfacher. In der Schalterhalle stehend fühle ich mich wie ein Zwölfjähriger, der zum ersten Mal mit seinem Jeansspargbuch experimentiert.

»Entschuldigung, können Sie mir bitte sagen, wie viel Geld ich auf dem Konto habe?«, frage ich eine Kundenberaterin.

»Warum gehen Sie nicht da vorn zu einem unserer Infoterminals?«, fragt sie mich und weist auf eines der Geräte, die nicht nur Geld ausspucken, sondern auch Kontostand, Umsätze und viele andere Informationen anzeigen können, von denen ich annehme, dass sie für mich